Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 35

Artikel: Jeder auf seinem Platz
Autor: Lötscher, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647015

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schenk, ein solches sollte es wohl sein, hunderte von Franken ausgeben konnte, und einer armen Putzfrau versagte man ein paar Franken Lohnerhöhung? Auf unerklärliche Weise mußte dieses Perlenhalsband in den Papierkorb gekommen sein und wurde sicherlich vermißt und gesucht von ihrem Chef. Was tun? Heute Nacht noch in seine Privatwohnung gehen? Da kroch im Herzen der armen geplagten Frau der Groll und der Zorn empor und sie beschloß, dem Herrn, der kein Herz für arme Leute zu haben schien, eine Lektion zu geben. —

Das Perlenhalsband wollte sie über Nacht nicht im Hause behalten. Das Fundbureau war geschlossen um diese Zeit; aber der Polizeiposten mußte offen sein. Wer weiß, ob ihr der berechnende Herr Chef den gesetzlich zugestandenen Finderlohn gegeben hätte und auf diesen wollte sie nicht verzichten — wenn man das Geld für solche Geschenke hatte, mußte man es auch für den Finderlohn haben. —

Sie schlüpfte noch einmal in ihren dünnen, fadenscheinigen Mantel, barg den kostbaren Fund tief in der innern Tasche und eilte zum nächsten Polizeiposten, dort erzählte sie wahrheitsgetreu die ganze Geschichte, auch, warum sie die Perlenkette hier und nicht direkt abgeben wolle, zudem sei sie morgen früh in einem fernen Villenquartier in Arbeit und könne nicht vorher noch ins Geschäftshaus gehen. Der Kaufpreis der Perlenkette stehe schwarz auf weiß auf der beiliegenden Rechnung und sie beanspruche den gesetzlichen Finderlohn. —

Die Herren von der Polizei waren ganz erstaunt über die energische Sprache der kleinen, abgemühten Frau und machten sie darauf aufmerksam, daß dieses Vorgehen ihr am Ende die Kündigung eintragen könnte. Frau Kristen wollte dieses Risiko auf sich nehmen und meinte ganz verbittert und erzürnt: „Wenn feine Damen ein Recht haben auf so schöne Perlenketten, so haben arme Putzfrauen ein Recht auf einen anständigen Lohn. — Ich habe ehrlich und korrekt gehandelt, ich hätte ja die Perlen auch behalten können, niemand hätte davon etwas gewußt."

Am andern Morgen ging sie wie alle Tage früh mit dem Kinde in die Krippe und dann an die Arbeit. Sie war aber nicht wenig erstaunt, als ihr der Mann bei ihrer Heimkehr mit freudestrahlendem Gesicht einen gelben Briefumschlag hinhielt und sagte, es sei ein Herr hier gewesen, der dieses Geld für sie abgegeben habe. Der Chef des großen Geschäftshauses habe den Verlust noch in derselben Nacht der Polizei angemeldet und von dort prompt die Mitteilung erhalten, daß das Perlenhalsband abgegeben worden sei, mit der Bedingung, daß der Finderlohn nach gesetzlicher Berechnung bezahlt werden müsse. — Der Herr habe selbstverständlich alles zugebilligt und den ehrlichen Finder gebeten, sich bei ihm im Bureau zu melden. —

Frau Kristen ging am andern Morgen hin, nahm ihren ganzen Mut zusammen und meldete sich beim Chef. Sie sagte ihm frei und offen, warum sie ihm das Perlenhalsband nicht selbst abgegeben habe, denn sie hätte annehmen müssen, daß er sich ebenso benommen hätte wie bei ihrer bescheidenen Bitte um Lohnerhöhung, und im Leben einer armen Putzfrau bieten sich nicht so viele Glücksmomente, als daß man nicht diesen einen, der einem in Form einer gefundenen Perlenkette einmal in die Hände kam, eben ausnützen wollte. Der Herr schaute der einfachen Frau ganz erstaunt in das müde Antlitz. Sie mußte einmal recht hübsch gewesen sein und ihre Augen schauten nun geradewegs in die seinen und um ihren herben, schmalen Mund zuckte es ein wenig als sie sagte: „Verzeihen Sie, daß ich so gehandelt habe; aber ich war erzürnt über Ihre Absage, als ich Sie bat, mir etwas mehr Lohn zu geben, weil doch mein Mann keine Arbeit hat und wir im Frühling ein zweites Kindchen haben werden — — wenn man so teure Perlen kaufen kann, könnte man wohl auch eine solche Bitte erfüllen — — schwerlich trägt die Frau, die diese Perlen bekommen sollte, an ihrem Leben so schwer wie ich — —"

Und nun geschah etwas Unerwartetes. Der Herr stand auf, trat ganz dicht vor Frau Kristen hin und sagte: „Sie haben recht, ich habe nicht weiter darüber nachgedacht. Sie sollen mehr Lohn haben und ich werde sehen, daß Ihr Mann Arbeit im Hause erhält als Packer und Ausläufer, das wird er wohl können. Und jetzt gehen Sie heim, Frau Kristen, und ruhen Sie sich einmal aus. Die Sonne scheint heute so warm, daß es Ihren schmalen Wangen nicht schaden könnte, wenn Sie sich ein wenig an die frische Luft begeben, ich werde dafür sorgen, daß Ihnen der Taglohn doch bezahlt wird." — Damit war Frau Kristen entlassen und sie war überfroh, daß in ihr Leben auch einmal ein ganz klein wenig Glück gekommen!

Jeder auf seinem Platz

Skizze von E. Lötscher

Im „Bären" zu Arnen saßen an einem schwülen Julitag zwei Männer am alten Schiefertisch. Der Bauer Peter Schnelli und Bergführer Markus Plattner. Sie waren allein in der Stube, der Wirt war hinausgerufen worden und der Bauer wandte sich an den jugendlichen Bergführer.

„Die Liebelei mit der Stine muß aufhören. Bist ja sonst ein wackerer Bursche, aber dein Beruf paßt mir nicht. Werde Bauer und ich gebe dir sofort die Stina und verhelf' euch zu einem Gütchen."

Markus Plattner furchte die Stirne.

„Ich habe das Zeug zum Bauern nicht. Mich locken die Berge. Mein Vater war schon Bergführer und ich liebe nun einmal die Berge."

„Steckgrind! Dann behalt ich eben die Stina."

„Jeder auf seinem Platz, Vater Schnelli! Ein tüchtiger Bergführer kann es so weit bringen, wie ein Bauer. Das hat mein Vater bewiesen und von mir werdet Ihr nicht behaupten wollen, daß ich aus der Art schlage. Die Leidenschaft für die Berge liegt mir eben im Blute."

„Meinetwegen! Rechne aber nicht damit, daß du die Stina bekommst."

„Ich kann warten, Vater Schnelli!" sagte Markus trocken.

Verärgert trank Vater Schnelli sein Glas aus und erhob sich. „Ja, jeder auf seinem Platz", höhnte er und verließ grußlos die Stube.

Aergerlich schaute ihm Markus nach.

„Wir kommen doch noch zusammen, ob du willst oder nicht", brummte er, warf ein Geldstück auf den Tisch und machte sich auf den Heimweg.

Abend war's. Ein schweres Gewitter entlud sich über dem Hochtal von Arnen. Blitze flammten, schwere Donnerschläge brachen sich an den Felsen des Küeni- und Grünhorns und warfen das Echo in ferne Täler. Markus stand am Fenster und schaute dem Toben der entfesselten Elemente zu. Wieder zuckte ein flammender Blitz, dem ein gewaltiger Donnerschlag folgte. Draußen sank rasch die Nacht herab und die Mutter trat in die Stube und zündete die Hängelampe an.

Markus nahm eine Landkarte hervor und suchte darin einen neuen Weg aufs Küenihorn. Jäh hob er sein Haupt und lauschte.

„Die Sturmglocken! Es wird doch nicht eingeschlagen haben!" meinte die Mutter erschrocken.

Markus trat ans Fenster, öffnete es und schaute nach einem Feuerschein aus.

„Ich fürchte, daß ein Bergunglück passiert ist! Der Debrunner ist heute früh mit zwei Herren und einer Dame aufs Grünhorn. Ich sah sie noch nicht zurückkommen und fürchte, daß ihnen etwas zugestoßen ist. Ich hab ihn gewarnt, aber er lachte mich aus."

Und Markus nahm den Hut von der Wand, griff zum Stock und zur Laterne.

„Ich will einmal im Dorf nachsehen, was los ist!" wandte er sich an die Mutter und verließ das Haus. Vom Kirchturm herab wimmerte die Glocke. Mit einem Blick vergewisserte er sich auf der Steintreppe, daß nirgends Feuer ausgebrochen. Eben trat der Nachbar Meuli aus dem Hause. Er war ebenfalls bergmäßig ausgerüstet und brannte sein Pfeifchen an.

„Was gibt's, Christen?" rief Markus hinüber.

„Hm — — weiß selbst nicht! Vermutlich ein Bergunglück."

Gemeinsam stapften die beiden in die sinkende Nacht hinaus. Ueberall öffneten sich die Haustüren und kernhafte Männer strebten dem Kirchplatz entgegen, um zu erfahren, warum die Sturmglocken geläutet würden.

Vor dem „Bären" standen etliche Bergler in eifrigem Gespräch beisammen. Regenwolken bedeckten die steil aufragenden Berge, ab und zu zuckte ein Blitzstrahl und zerriß die Finsternis.

„Bergnot!" sagte der Obmann der Führer, der eben zum schweren Gang ausgerüstet aus dem „Bären" trat, den Eispickel in der Hand und ein Seil über die Schultern gehängt.

„Wer ist's?" rief eine Stimme aus dem Haufen.

„Der Debrunner mit drei Fremden. Einer Dame und zwei Herren. Vor einer Viertelstunde meldete der Senn auf der Kreuzalp, daß von den Felsen des Grünhorns herab Notsignale gegeben worden seien", sagte der Obmann.

Markus Plattner pfiff leise durch die Zähne.

„Ich hab's geahnt und hatte den Debrunner am Morgen gewarnt", wandte er sich an Meuli.

„War ein Unsinn, heute in die Berge zu gehen. Das Unwetter lag den ganzen Tag über in der Luft", brummte dieser.

„Wenn's so ist, sind Pickel und Seil unentbehrlich!" meinte Markus Plattner und kehrte nach Hause zurück, seine Ausrüstung zu vervollständigen.

Der Obmann musterte die Schar der Männer.

„Ist alles bereit?"

„Alles!" kam es vielstimmig zurück, und unter der Anführung des Obmanns Gallußer ließen die berggewohnten Männer das Dörflein hinter sich und stiegen bergwärts, den Flühen zu.

Mutter Plattner stand unter der Haustüre und blickte den winzigen Lichtern nach, die am Berghang höher stiegen. Das Gewitter hatte nachgelassen, ein feiner Regen rieselte herab.

„Will's Gott hört auch der bald auf!" sagte die Plattnerin und wollte ins Haus zurückkehren, als plötzlich ein Mädchenkopf neben ihr auftauchte.

„Du, Stine?" frug die alte Frau verwundert.

„Ist Markus auch gegangen?" frug das Mädchen, die dunkeln Augen flehend auf die ältere Frau gerichtet.

„Freilich geht er mit!" seufzte die Mutter. Ein gütiges Lächeln schwebte auf den Lippen.

„Darf ich einen Augenblick hereinkommen?"

„Ja, komm nur, Stineli! Aber dein Vater?"

„Keine Sorge, er sitzt im „Bären" drunten und kehrt nicht vor Mitternacht nach Hause. Und Mutter weiß, wohin ich gegangen."

„Dann komm!" und Mutter Plattner kehrte in die Stube zurück. Leichtfüßig folgte ihr die Stina und trat in die heimelige Wohnstube.

Die Mutter zündete die kleine Hängelampe an und die Stine setzte sich auf die Ofenbank, nahm das dunkle Tuch ab, das ihr schmales, süßes Gesichtchen bisher halb verdeckte.

„Hast Angst um Markus?" frug lächelnd die Mutter.

„Ja — — eine gräßliche Angst!" gestand die Stina.

„Da müßte ich beständig in einer Angst um den Bub sein! Schau, er ist kein Stürmer und überlegt jeden Schritt, den er vornimmt."

„Ich weiß es, Mutter Plattner. Aber auch fallende Steine sind gefährlich. Und das ist's ja eben, warum Vater nichts von Markus wissen will." Könntet Ihr nicht ein gutes Wort bei Markus einlegen, daß er den Beruf aufgibt und ein Gütchen übernimmt?"

„Kind, Kind, du verlangst viel von ihm. Die Berge sind seine Heimat. Er hängt, wie sein Vater, mit Leib und Seele an ihnen. Schau, Stini, ich hab als junges Weib oft auf den Knien vor meinem Mann gelegen und ihn gebeten, den gefährlichen Beruf aufzugeben.

‚Alles kannst du von mir verlangen, nur das nicht!' hat er mir jedesmal zur Antwort gegeben, und mit der Zeit hab ich es unterlassen und mich damit abgefunden. Das nämliche Bergfieber steckt auch in Markus. Ich kann's nicht ändern. Und schließlich ist ja mein Mann auch nicht in den Bergen verunglückt. Der Tod lauert auch im Tiefland auf den Menschen, und wenn es Gottes Wille ist, daß Markus in den Bergen erfällt, können wir es nicht ändern."

Die Stine seufzte.

„Ihr möget recht haben, Mutter Plattner. Wenn nur Vater vernünftig sein wollte."

„Ja, da wirst du Geduld haben müssen, Kind."

Mutter Plattner trat ans Fenster und schaute in die Höhe.

„Man sieht sie nicht mehr. Sie werden im Bergwald sein!"

Schweigend erklommen die Männer den Steilhang, der zu den Maiensäßen hinaufführte. Der Regen hatte nachgelassen, einzelne Sterne hingen am dunkeln Nachthimmel. Noch war der Mond nicht aufgestiegen. Von Zeit zu Zeit standen die Männer still und schauten zum Grünhorn hinauf, dessen Felswände drohend in den Himmel stiegen. Aber vergeblich schauten sie nach dem Notsignal aus, von dem der Obmann erzählt.

Markus ging dicht hinter dem Obmann.

„Der Engländer ist heute abgereist!" wandte sich dieser an Markus.

„Heute schon? Er wollte mit mir aufs Küenihorn, aber ich hab ihm abgeraten."

„Hast wohl getan! Das Gewitter lag schon gestern in der Luft. Und was ich noch sagen wollte, Peter Schnelli sitzt im „Bären" und wettert über unsern Stand."

„Laß ihn wettern, er versteht es nicht anders!" entgegnete Markus.

„Schade um Schnelli. Ist sonst kein übler Mann."

„Ein eingefleischter Bauer, der stolz ist, auf eigener Scholle zu sitzen."

„Das hast gut gesagt, Markus!" pflichtete ihm der Obmann bei.

„Holla! Das Licht erscheint wieder!" rief eine Stimme hinter ihnen. Wirklich bemerkte man hoch in den Felsen des Grünhorns ein dreimaliges Aufblitzen einer Laterne.

„Die Lichter hoch!" befahl der Obmann und sofort gab die Rettungsmannschaft das Zeichen. Sie schwangen dreimal hintereinander die Laternen über ihrem Haupt, den Verstiegenen zu melden, daß Rettung unterwegs sei. Und dann ging es weiter. Das Aufschlagen der Stöcke, niederfallende Steine, dann wieder der Ruf: „Achtung, Steinschlag" des Obmanns zerriß die Stille der Nacht. Schon zwei Stunden waren verstrichen, als endlich der Mond hinter dem Fählenstock aufstieg. Nach einer weitern Stunde erreichte die Mannschaft die Felswände des Grünhorns. Dort wurde kurze Zeit gerastet, dann wandte sich der Obmann an die Bergler.

„Wer will vorangehen?"

Markus Plattner meldete sich als erster. Der Obmann nickte. „Ist gut!" und er bezeichnete drei weitere, noch jüngere Bergführer, die sich Markus anschließen sollten. Zu viert stiegen sie in die Felsen, während die andern zurückblieben. Langsam, bedächtig ging Markus vor. Sorgsam prüfte er jeden Stein, auf den er seinen Fuß setzte. Die Wand hatte gute Griffe. Mit Händen und Füßen arbeitete er sich empor und seine Begleiter folgten ihm dicht auf den Fersen.

„Weiter links!" schrie von unten der Obmann, der den Aufstieg überwachte. Markus gehorchte und wandte sich nach der Linken. Von oben sauste ein Stein zur Tiefe und streifte beinahe den wagemutigen Kletterer. Man hörte sein Aufschlagen. Schweiß stand auf der Stirne der Männer, die Nacht war kühl, die Steine noch naß vom Regen. Immer steiler wurde die Wand und Markus biß die Zähne aufeinander. Die Hände bluteten, die Knie schmerzten, doch Markus achtete nicht darauf. Und endlich erreichte er ein schmales Rasenband. Oben angekommen, stieß er einen hellen Jauchzer aus. Kaum, daß dessen Echo verhallt war, kam hoch über ihm, aus den Felsen, die Antwort zurück.

„Der Debrunner ist's. Er hat sich verstiegen", sagte Markus zu den Begleitern. Und er prüfte den weitern Aufstieg. Fast senkrecht stieg vor den Männern der Fels auf.

„Mehr links halten!" schrie von unten der Obmann. Obwohl seine Stimme vom Echo fortgetragen wurde, verstand Markus den Ruf doch und wandte sich seitwärts auf dem ansteigenden Felsenband. Mit scharfen Augen erkannte er eine tiefe Rinne, die den weitern Anstieg ermöglichte. Ruhig und sicher schwang sich der geübte Bergführer höher. Manchmal kollerte unter den schweren Tritten der Männer ein Stein in die Tiefe. Verbissen stiegen sie weiter. Der Mond beleuchtete die Wand mit seinem Silberlichte und wies ihnen den Weg. Schon hörte man die Stimmen der Verstiegenen.

Markus rief sie an und erhielt Antwort.

Nach einer weitern, mühseligen Kletterei erreichte Markus als erster den Standort der Verstiegenen. Auf engem Raum, teilweise überdeckt von einem vorspringenden Fels, kauerten vier Personen.

„Zum Teufel, hier ist doch kein Aufstieg!" wandte sich Markus an den Führer Debrunner.

„Ich weiß, wir sind zu viel links geraten! Das Gewitter überraschte uns, so daß wir die Richtung verloren", entschuldigte sich der Führer.

Die Verstiegenen schlotterten vor Kälte. Markus entnahm seinem Rucksack eine Flasche Kognak und reichte sie einem der Fremden. Dieser nahm einen währschaften Schluck und reichte die Flasche seinem Gefährten.

„Trink, Marie, es wird dich wärmen!" sagte dieser und reichte die Flasche der Frau, die bleich wie der Tod am Felsen lehnte. Mechanisch nahm diese die Flasche. Mit verzogenem Gesicht trank sie.

„Wie das wärmt!" meinte sie mit schwacher Stimme.

Nachdem die Männer ausgeruht, drängte Markus zum Abstieg. Die Verstiegenen, mit Ausnahme Debrunners, wurden angeseilt. Zuerst kam die Dame an die Reihe. Willig ließ sie sich von Markus anseilen und dieser befahl seinen Begleitern, die Dame abzuseilen, während er vorsichtig den Abstieg vornahm. Es war eine mühselige Arbeit. Mehr tot als lebendig kam die Dame auf das schmale Felsband zu stehen, wo Markus das Seil löste und das Zeichen zum Aufzug gab. Noch zweimal hob und senkte sich das Seil, bis die Verstiegenen glücklich auf dem Felsband standen. Und dann kam die weitaus schwerere Arbeit, der Niederstieg zum Fuß der Felswand. Aber nach stundenlanger Anstrengung gelang die Rettung und die beiden Fremden dankten den Männern für ihre Hilfe. Das erste Frührot stieg auf die Berge, als die Heimkehrenden die Maiensäße erreichten. Und als sie im Dörfchen anlangten, war es bereits Tag. Der Obmann entließ die Mannschaft und Markus trat in seine Hütte und warf sich zu kurzem Schlummer auf die Ofenbank. Als die Mutter ihn aufweckte, stand draußen ein fremder Herr, der eine Besteigung des Küenihorns für den folgenden Tag plante. Markus sagte mit Freuden zu.

Wie er im Laufe des Morgens den kleinen Acker vor dem Hause umgrub, kam Schnelli vorüber.

„Hat sich der gestrige Gang gelohnt?" frug er spöttisch.

„Gewiß!" entgegnete Markus lächelnd.

„So — — was hat es eingetragen?"

„Einen schönen Gotteslohn, Vater Schnelli."

Der Bauer lachte spöttisch.

„Da hat man gefressen!" meinte er grob und ging seines Weges.

Abends, unter Licht kam die Stina ängstlich ins Haus.

„Nanu, was ist denn vorgefallen?" frug Markus das Mädchen, da begann die Stina zu klagen.

„Vater ist am Morgen z'Alp und noch nicht zurück."

„Oh — — der kommt schon noch. Er wird wohl nicht in die Felsen gestiegen sein, bei seiner Abneigung gegen die Berge."

„Das nicht, aber die Aengstlenalp ist steil und vor Jahren ist dort der Ueli abgestürzt und hat sich beide Beine gebrochen."

„Ja, so! Da hast du recht, Stineli. Und jetzt? Soll ich ihn suchen gehen?"

„Ich bitte dich darum, Markus!" flehte das Mädchen, da griff Markus nach Hut, Stock und Rucksack. In diesem Augenblick trat die Mutter in die Stube."

„Willst du schon jetzt gehen?" frug sie, nachdem sie Stina begrüßt, ihren Einzigen.

„Vater Schnelli ist nicht heimgekehrt und die Stina bangt um ihn."

„Aber, Markus! Du hast doch eine strenge Tour vor dir. Kann nicht ein anderer für dich gehen?"

Markus lachte.

„Bis dann bin ich längst zurück", gab er zurück und verließ, der Stina aufmunternd zulächelnd, das Haus. In sinkender Nacht stieg er auf die Aengstlenalp. Es war längst finster, als er sie erreichte. Er legte die Hand vor den Mund und rief mit lauter Stimme nach dem Bauern. Dann lauschte er auf eine Antwort. Aber vergeblich. Markus stieg zu den Hütten empor und durchsuchte jede einzelne. Aber sein Suchen war umsonst, der Bauer war nirgends, und jetzt sorgte sich der Bursche doch um den Bauern. Die steile Aengstlenalp war von Felsbändern durchzogen, von mächtigen Steinen durchsetzt und es war ein nicht ungefährliches Unterfangen, in dunkler Nacht einen Menschen zu suchen, der abgestürzt war. Gleichwohl unterzog sich Markus dieser Aufgabe. Mitternacht war nahe, als sein Fuß an einen weichen Körper stieß. Und als er mit der Laterne dem Gestürzten ins Gesicht zündete, stieß er einen erschrockenen Laut aus. Vor ihm lag der Bauer Schnelli wie tot. Markus beugte sich nieder und lauschte angestrengt auf ein Lebenszeichen. Und jäh atmete er auf, zog seine Flasche aus dem Rucksack und träufelte dem Verunglückten einige Tropfen Kognak zwischen die Zähne. Nach geraumer Zeit stöhnte der Bauer und öffnete langsam seine Augen.

„Was ist passiert, Vater Schnelli?"

„Du bist's — — Markus?" ächzte der Bauer und schloß wieder die Augen.

Sorgfältig untersuchte Markus den Gestürzten. Ein Stöhnen kam von dessen Lippen, als Markus dessen rechten Fuß berührte.

„Gebrochen!" sagte er und überlegte, wie er den Verletzten fortschaffen konnte. Zum Glück war die nächste Hütte nicht fern und so entledigte sich Markus seines Rucksackes und nahm den schweren, stöhnenden Bauern auf seine Schultern und trug ihn hinüber zur Hütte und legte ihn auf ein leeres Bett. Der Bauer verbiß seine Schmerzen, so gut es ging. Ab und zu nur kam ein Stöhnen, das Markus bewies, wie sehr der Mann Schmerzen haben mußte.

„Markus — in meiner Hütte — ist — das Telephon. Ruf den Arzt!"

Markus nickte und eilte hinaus, und hinüber zu Schnellis Hütte. Die Türe war nur angelehnt und Markus fand das Telephon, welches der Bauer im Frühling einrichten ließ und telephonierte ins Dorf. Dann kehrte er zu dem Verletzten zurück. Behutsam legte er nasse Umschläge um den hochgeschwollenen Fuß. Wohl stöhnte der Bauer, aber er ließ sich doch willig von Zeit zu Zeit einen neuen Umschlag machen. Auch Durst hatte er. Markus holte ein Krüglein frischen Bergwassers und gab Schnelli zu trinken.

Dann wartete er stundenlang, bis endlich der Arzt kam. Dieser untersuchte den gebrochenen Fuß und richtete ihn fachgemäß ein. Als die schlimmsten Schmerzen vorüber waren, verfiel Schnelli in einen tiefen Schlaf. Markus aber ging hinüber in die Hütte Schnellis und telephonierte nach Arnen ins Hotel, wo der Fremde bereits zum Aufbruch gerüstet war. Er erzählte ihm den nächtlichen Vorfall, beschrieb ihm den Weg auf die Aengstlenalp und bedeutete ihm, daß er ihn dort erwarte. Zugleich telephonierte er der Stina und klärte sie über alles auf, indem er sie bat, sofort heraufzukommen.

Die Stina dankte ihm mit warmen Worten und versicherte, sofort kommen zu wollen.

Markus lächelte still vor sich hin und kehrte zu Vater Schnelli zurück. Als er ihn schlafend vorfand, legte er sich auf die Ofenbank und bald verfiel er in einen tiefen Schlaf.

Als er erwachte, stand die Stina in der Stube und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Markus — der Vater will dich sprechen!" sagte sie hold errötend, da ging Markus in die Nebenkammer.

„Markus — verzeih mir. Ich habe dich verkannt. Jetzt weiß ich, daß es in unserm Bergland nicht nur Bauern geben darf, sondern daß wir auch Bergführer benötigen. Und — da du mich nun doch gerettet, so weiß ich dir keine bessere Belohnung, als eben — die Stina."

Markus drückte Stinas Vater warm die Hand.

„Ich dank Euch, Vater Schnelli. Die Stina wird es nie zu bereuen haben", sagte er und er winkte das Mädchen herbei, das unter der Türe stand und ihm glücklich zulächelte. Hand in Hand standen die beiden am Lager des Vaters, der ihre Hände ineinanderlegte und ihren Bund segnete.

Eine halbe Stunde später kam der Fremde, und Markus führte ihn sicher auf das Küenihorn und zurück. Auf seinem Hute nickten einige prächtige Edelweiß, die er der Stina schenkte. Dann nahm er Abschied von den beiden, stieg mit dem Fremden zu Tal und versprach, am folgenden Morgen wieder zu kommen. Noch lange tönte der Stina das Jauchzen des Geliebten ins Ohr. Und mit glücklichen Augen kehrte sie zum Vater zurück.

„Schau, Kind, ich hab eingesehen, daß jeder auf seinen Platz gehört. Ich auf meinen und Markus auf seinen Platz", meinte der Vater lächelnd.

FREIBURG im Breisgau

Jeder Ort und jede Stadt haben ein bestimmtes Wahrzeichen; seien es altersgraue Tore und Türme oder eine von Efeu umwucherte Schloßruine, — sei es ein stilles Gewässer oder ein himmelaufragender Kirchturm. Wer könnte sich Freiburg im Breisgau denken ohne den alles überragenden Turm des Liebfrauen-Münsters, jenes glänzendsten Denkmals eines alten Reichtums, der herrlichsten Gotik.

Damit ist eigentlich schon das Charakterbild der alten Zähringerstadt gezeichnet, aber wer etwa glauben würde, mit dem Münster Freiburg gesehen zu haben, irrt sich. Dorothea von Schlegel schrieb einmal in einem Briefe an ihren Gatten: „Freiburg ist eine Vereinigung der künstlerischen und landschaftlichen Schönheiten Kölns und Heidelbergs!" Zuviel ist damit wohl nicht gesagt worden, denn wer Freiburg mit der Tiefe eines aufnahmefähigen Gemütes erlebt hat, wird die Stadt und ihre reiche Umgebung nie vergessen können.

Es gibt in Deutschland viele Gaue, viele Städte, viele Wälder, viele Täler und Berge. Aber wie es nur einen Schwarzwald gibt, so gibt es auch nur ein Freiburg. Und Schwarzwald und Freiburg sind eine Zusammenfügung, ein Einmaliges, ein Ganzes, das nie und nimmer getrennt werden kann. Nirgends in den deutschen Mittelgebirgen ist der Wald so tief und so schwarz wie hier. Nirgends ist die Landschaft so verinnerlicht und so verklärt, und die Stimmung, die von hier ausgeht, läßt sich vielleicht am besten ausdrücken in einem Gedicht von Mörike:

Am Waldsaum kann ich lange Nachmittage
Dem Kuckuck horchend in dem Grase liegen;
Er scheint das Tal gemächlich einzuwiegen
In friedevollem Gleichklang seiner Klage.

Selbstvergessen, traumverloren durchlebt man die Tage, die Wochen, die man hier verbringt. Man streift den Alltag ab, wie ein drückendes Kleidungsstück, atmet tief und frei und geht wieder in die reine und unverfälschte Natur über, aus der man einst als Kind gekommen ist. Ja, auf so einer Schwarzwaldfahrt scheinen alle die bunten Bilder durcheinander zu purzeln und erst allmählich, wenn man in der Stille sitzt, beginnen sich die Dinge zu ordnen. So schält sich nach und nach dieses und jenes heraus: das Erlebnis des Titisees, Schauinsland, Feldberg, St. Märgen und St. Peter und natürlich Freiburg, die Märchenstadt.

Die Steine reden in Freiburg. Aber es sind nicht die Steine, Häuser und Gegenstände eines Museums und wollen nicht so betrachtet sein. Sie sprechen als etwas Gegenwärtiges und von unzerstörbarem Leben Geweihtes zu uns. Die Poesie ist hier Leben und Gegenwart. Epik, Lyrik und Drama haben hier ihre steinerne Form gefunden. Aber die Epik der alten Befestigung der Zähringerstadt ist von der Zeit mit dem Einbruch der grünen Natur in eine Idylle verwandelt worden. Das große Drama des Mittelalters mit aller gewaltigen Spannung lebt noch in Wappen und mancher Vergitterung oder in den wuchtigen Wehrtürmen der Stadt weiter, — wir denken an das Schwaben- und Martinstor, beide um 1200—1250 erbaut. Vielhundertjähriger Efeu wächst in den Höfen, die Brunnen rauschen noch, denn stets war das lebendige Wasser der kostbarste Besitz der Stadt an der Dreisam.

Der Zauber von Freiburg ist der Zauber süddeutscher Wesensart. So suchte die Stadt schon im Bau eine vollkommene Form, in der alle Gegensätze einen gemeinsamen Ausdruck fanden und ohne Zwang im Geiste der wahren christlichen Duldung vereinigt wurden; erst die Begrenzung und der wehrhafte Abschluß nach außen, der sich ohne viel Feindseligkeit, aber wachsam und wie in einer geschmückten Rüstung der unendlichen Welt und ihren Gefahren entgegengestellt, dann die gesellige, nahe Versammlung nach innen, etwas Geordnetes, Ungezwungenes, das in dem frohen Häusergewimmel zum Ausdruck kommt, das sich dem Beschauer um das Liebfrauenmünster bietet. Was sollen wir von Freiburg schon erzählen! Der steinernen Wunder sind gar viele. Man sehe sich nur einmal richtig das Münster an, das südliche Querhaus mit den spätromanischen Hahnentürmen, die prachtvollen Strebepfeiler der Seitenschiffe oder gar die Chorkapellen und den wunderbar fein gegliederten Turm. Und erst das Innere dieses steinernen Gedichtes! Hochchor und Kapellen und nicht zuletzt das wundersame Hauptportal. Namen wie Hans Baldung Grien, Sixt von Staufen, Hans Wyditz sind einige der Meister, die hier gearbeitet haben und an Plastiken wundersame Werke geschaffen. Oder aber man bummelt durch die nähere und weitere Umgebung, — bestaunt